

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

2003
Susan Sontag

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Ivan Nagel

*Laudatio**Krieg und Frieden 2003*

1. Fühlen und Denken im Kind beginnen oft mit dem Tod eines Anderen. Fühlen und Denken derer, die um 1930 in Europa geboren wurden, begannen mit der Tötung von 50 Millionen Anderen. Der Zweite Weltkrieg und die Shoah standen am Eingang unseres bewußten Lebens: Völkermord mit der Waffe oder mit Zyklon B.

Die Friedenspreisträgerin von heute wurde 14 Tage vor Hitlers Machtergreifung geboren. Im Juli 1945 sah die Zwölfjährige in einer Buchhandlung von Santa Monica die Fotografien der befreiten, zum Skelett ausgehungerten Häftlinge von Dachau und Bergen-Belsen. Sie beschrieb später diesen Augenblick: »Mein Leben wurde gespalten in die Zeit, bevor ich die Bilder sah, und in die Zeit seither. Es war eine Art Offenbarung, die mich in zwei Hälften riß, eine Offenbarung von Gottes-Abwesenheit. Die Wunde schnitt so tief, weil ich in der Kindheit nie Gewalt gesehen hatte.«

Während Susan Sontags behüteter, eintöniger Kindheit in Arizona und Kalifornien waren 300.000 amerikanische Soldaten gefallen. Aber die Schlachtfelder zwischen Okinawa und Torgau lagen an die zehntausend Kilometer weit von den Palmen und Stränden von Santa Monica. Amerika war kein Schauplatz, nicht der Leidensraum des Krieges. Die Offenbarung des Grauens, das Menschen einander antun, brach als Bild aus Europa über das Kind herein. Dieses Höllen-Dokument erzwang zwei Entscheidungen: ihr lebenslanges Befragen von Fotografie und Erfahrung, von Abbildung und Schrecken; und eine weitere Teilung ihres bewußten Lebens, nicht in ein Davor und Danach, sondern in ein Hier und Dort: Amerika und Europa.

Kaum jemand hat die Herrschaft der Bilder über das moderne Leben komplexer bedacht als Sontag in ihren Schriften über Fotografie. Aber durch alle Vielfalt dieser Schriften zieht sich jenes erste, singuläre Erlebnis als Impuls und als Gegenstand: »Ich dachte vor diesen Bildern: Das ist Wirklichkeit. Wirklichkeit heißt, dass Men-

schen zur extremen Grausamkeit bereit sind. Ich dachte: Das darf ich nie vergessen.« In ihrem allerersten Essay über Fotografie, gedruckt im Oktober 1973, berichtete sie über jene Begegnung mit Dachau. Und ihr jüngstes Buch, dreißig Jahre danach, trägt den Titel: »Das Leiden anderer betrachten«.

Viele von uns Europäern haben viel getan, um von unserer Initialerfahrung von Krieg und Shoah wegzudenken, wegzuleben. Sie aber, die geborene Amerikanerin, wurde zur gelernten Europäerin, um diese Erfahrung sich anzueignen und nie mehr zu vergessen. Erkenntnis ist Pflicht: Seitdem Sontag schreibt, sucht sie in geistigem Wagnis, oft in physischer Gefahr, nach dem Punkt, von dem aus die Wirklichkeit dieser Zeit sich am schärfsten, schmerzlichsten einsehen läßt. Dieser Aussichtspunkt, Einsichtspunkt verpflichtender Erkenntnis hat für sie einen geografischen Ort: an der Trenn- und Berührungslinie von Amerika und Europa. »Wirklichkeit« aber heißt immer wieder, wie in jenem unauslöschlichen Schreckensaugenblick: Krieg unter Staaten, Mord unter Ethnien.

Sontag fuhr nach Nord-Vietnam während der Luftangriffe von 1968 und 1972, nach Palästina während des Jom-Kippur-Kriegs 1973 und immer wieder nach Bosnien von 1993 bis 1995. Sie hat die Angst vor starr rhythmisierten Bombeneinschlägen gelernt und die größere Angst vor verrückten Heckenschützen. Sie hat ein Recht zu sagen: Die Welt ist gespalten in Menschen, die den Krieg kennen - und die ihn nicht kennen. Die größte Angst aber in diesen letzten Jahren gilt einer unaufhaltsam fortschreitenden Gefahr: dass die Herrschaft über Völker, Armeen, Konzerne in die Hände von Menschen übergeht, die den Krieg nicht kennen.

Dem, der dessen Greuel ignoriert, fällt es leicht, sie zu entfesseln. Wir alle sahen das Foto des einzigen Mannes, der kraft parlamentarischer Vollmacht und militärischer Macht jederzeit an jeder Stelle des Globus einen Krieg beginnen

und siegreich beenden kann. Dieser Mann zeigte sich am 1. Mai, um den Frieden zu verkünden, auf dem Deck eines Kriegsschiffes in Kampf-fliegeruniform - obwohl er sich in jungen Jahren, den letzten des Vietnam-Krieges, vor jedem Kampfeinsatz drückte. Er hielt sich heraus nicht als einer der straffälligen Kriegsdienstverweigerer, die damals zu Tausenden ihrem Denken und Gewissen folgten, sondern als der Sohn eines reichen, sehr einflußreichen Ölindustriellen und Politikers.

Als der gerühmteste Feldherr des Zweiten Weltkriegs, General Eisenhower, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, trat er nie mehr in Uniform vor die Öffentlichkeit. Er demonstrierte, dass der Oberste Befehlshaber laut Verfassung seines Landes kein ernannter Militär, sondern ein gewählter Bürger ist. Susan Sontag fürchtet, und wir mit ihr, dass der noch demokratische Westen militarisiert wird unter dem Walten derer, die den Krieg nur aus Parade-märschen, Budgetgefeilsche und Computersimulationen kennen, aber ihre Herrschafts- und Wirtschaftsinteressen bis zu der Massentötung, die Krieg heißt, durchzusetzen gewillt sind.

Schon im Oktober 2001 warnte sie: »Sollte es in der näheren Zukunft einen weiteren Anschlag auf dem Boden der Vereinigten Staaten geben, so dürften Mut und Selbständigkeit der Meinungen bleibenden Schaden nehmen. Eine Art Kriegsrecht würde dann verhängt, und die bürgerlichen Freiheiten, zuerst die Gedankenfreiheit, beschnitten.« Und Ende März dieses Jahres, in jenen Tagen des Triumphs, sagte sie bei einer Preisverleihung an israelische Soldaten, die sich weigern, Palästinenser in Palästina zu bombardieren: »In meinem Land jetzt für den Frieden zu reden, heißt, ausgebuht, angegriffen, auf schwarze Listen gesetzt, kurz, als vaterlandslos ausgegrenzt zu werden.«

2. »Krieg« heißt griechisch: »pólemos«. Es ist gut, ja unentbehrlich, dass er selber zum Objekt kämpferischster Polemik wird. Zwei Zitate mögen uns zeigen, wie gegensätzlich Krieg in dieser Zeit bewertet werden kann.

Das erste Zitat: »Der Eindruck von unserem Land wird rechtens bestimmt von der Wahrnehmung amerikanischer Macht: von Amerika als dem Erz-Imperium des Planeten, das die biologische und die historische Zukunft der Menschheit wie King Kong in seinen Klauen hält ... Ich glaube, daß die Außenpolitik der jetzigen Regierung zu mehr Kriegen und zu größeren Kriegen

führen wird. Unsere stärkste Hoffnung und die wirksamste Einschränkung von Amerikas Kriegslust und Paranoia liegen in der Müdigkeit und Politikverdrossenheit Westeuropas ...; sowie in der Korruption und Unzuverlässigkeit unserer Satelliten in der Dritten Welt. Es ist schwer, einen Heiligen Krieg ohne Verbündete zu führen. Aber Amerika ist verrückt genug, es doch zu versuchen.«

Das zweite Zitat: »Die Ansicht ist weit verbreitet: Das hilflose Europa wird in kriegerischen Wahnsinn geschleift vom Bösen Riesen Amerika ... Der Antiamerikanismus, der den Protest gegen den Krieg nährt, ist in den letzten Jahren in vielen Ländern des Neuen Europa angewachsen ... Schwaches Europa? Machtloses Europa? In Wahrheit hat das Wirtschafts- und Geschäfts-Europa sich selber genau so geplant, dass es unfähig ist, der Bedrohung durch einen Diktator entgegenzutreten. Das ist kein Problem der Schwäche. Es ist ein Problem der Ideologie ... Krieg ist kein Irrtum, keine Kommunikationspanne. Es gibt das radikal Böse auf der Welt, und es gibt deshalb gerechte Kriege. Und dies hier ist ein gerechter Krieg.«

Das erste Zitat ist nicht von Noam Chomsky und das zweite nicht von Donald Rumsfeld. Beide Zitate, gegen den Krieg und für den Krieg, stammen von der Trägerin dieses Friedenspreises, von Susan Sontag. Machen nun die beiden Texte einander unmöglich, machen sie gemeinsam ihre Verfasserin zur Lügnerin? Nein: Sie handeln von zwei Kriegen; und ein massenmörderischer Krieg läßt sich nicht gleichschätzen mit einem Krieg gegen den Massenmord. Der Text voll Zorn und Widerstand gegen Amerikas Kriegsgier und Gefährdungswahn stammt, so heutiger leider klingt, aus dem Jahr 1966, ausgelöst durch Vietnam. Der Text der Empörung über EU-Europas selbstgewollte Blindheit, unmoralische Trägheit entsprang 1999 dem Erlebnis Bosnien und der Realfurcht, dass jene Katastrophe aus verweigertem Mut und Mitleid sich im Kosovo wiederholt.

Die Fährnisse der letzten beiden Jahre verführen dazu, den Riss zwischen Krieg und Frieden mit der Spaltung zwischen Amerika und Europa identisch zu setzen. Weniges ist aber widerwärtiger als die Tagedaktik mancher neupazifistischer Politiker, Amerika zu belehren, welche Überlegenheit an Wissen um den Krieg wir Europäer besitzen. An Erfahrung fehlt es uns allerdings nicht: Europa hat den übrigen Welt-

teilen den Mord unter Völkern und an Völkern beigebracht, falls sie keine eigene Genozid-Tradition hatten. Amerika aber setzte in zwei Weltkriegen dem europäischen Morden ein Ende. Sontag protestierte Jahre vor dem 11. September: »Auf beiden Seiten, bei der so genannten Rechten wie der sogenannten Linken, wird das Identitätsgeschwätz zur Mode.«

Vonnöten sei aber keine flott handhabbare Charakterologie, die Mars und Venus, sprich Imperialismus und Pazifismus, den beiden Erdteilen aufstülpt. Vonnöten ist die immer neue, unnachgiebige Prüfung jedes Krieges, wer immer ihn entfesselt, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Lassen Sie uns eine Sekunde stoken, um über diese beiden Worte zu erschrecken. Auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit soll jeder denkende Bürger jeden Griff zu den Waffen prüfen - nicht etwa auf Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit. Ist aber das entsetzliche Amt eines Richters nicht allein deshalb menschenmöglich, weil es von einem ganzen Gebäude des Rechts gestützt, oft auch eingemauert wird? Dennoch ruft Susan Sontag nicht das Völkerrecht an, wenn es um einen jedesmal anderen Krieg geht - in Vietnam, im Gaza-Streifen, in Bosnien, im Irak.

Geurteilt werden soll nicht mit Hilfe und im Namen von Paragraphen, sondern von Vernunft und Gefühl jedes Einzelnen. Eine grässliche Pflicht und Bürde, wenn es um das Sterben von Millionen geht - und um eine Sache, den Krieg, der stets vor Widersprüchen seiner Gründe und Ziele strotzt. Sontags Urteile von Vietnam bis Irak waren gleichwohl nüchtern und klar, auch prophetisch. Sie nahm die Widersprüche in sich auf, machte sie zu Form und Substanz ihres Einspruchs. Ihr Vietnam-Reisebericht sprach die Ratlosigkeit vor fremden Nöten aus - nicht einen fertig mitgebrachten Protest, den es zu propagieren galt. Im Dokumentarfilm »Promised Lands«, den sie in Israel, in Palästina drehte, während die Granaten noch einschlugen, wurde aus den Widersprüchen große Kunst: das heißt sehende Einfühlung in die Qualen der Anderen.

Schon der Titel »Promised Lands« ist ein Widerspruch. Wem wurde dieses Land »verheißben«? Der Israeli Joram Kaniuk wird befragt und antwortet: »Wir Juden haben grauenhafte Dramen durchlebt, aber wir kannten nicht, wie die Griechen, die Tragödie. Sie besteht, ausweglos, aus zwei entgegengesetzten Rechten. Wir kamen aus Auschwitz; die anderen haben 1500 Jahre in

Nabulus gelebt und wollen 1500 Jahre dort leben. Die Tragödie, in die wir geraten sind, endet mit dem Tod aller. Oder doch noch mit dem Entschluss, in diesem Land miteinander weiterzuleben?« Wichtiger aber als die Worte sind die Bilder: Bilder als Widerlegung vieler selbstsicherer Worte. Der Film beginnt mit einem Rückblick: einer Gedenkfeier an den Gräbern britischer Kolonialsoldaten, mit einer vaterländischen Predigt, mit den lieb aufgeputzten, wohl-erzogen plaudernden Eltern der Gefallenen, mit der Einladung aller Gäste zum kalten Büffet im Generalkonsulat. Die Kamera aber bleibt auf einer Grabinschrift stehen: This was my last war.

Dann kommen Bilder von leeren, zersprengten Panzern und von darin verbrannten Soldaten. Bilder, immer wieder, von Schuhen: Schuhe auf den Füßen von toten Menschen oder verkrümmte, geschossdurchsiebte, vor Dreck oder Blut erstarrte Schuhe, in denen kein Mensch mehr ist. Rock und Hose, wenn aufgehängt, wirken wie eine Person. Der leere Schuh ist ein Loch, ein Nichts, das an keinen Menschen, nur an die Vernichtung des Menschen erinnert. Er gehört zu jenen Schreckensfotos aus Dachau und Bergen-Belsen. Dann füllt sich der Film mit Leben: nicht nur mit den kreischenden, rituell klageheulenden alten und jungen Jüdinnen und Araberinnen, die ihre Söhne und Männer und zugleich ihre eigene zerstörte Hoffnung betrauern. Nein: Sontag zeigt zärtlich und sogar heiter die jüdischen und arabischen »Zivilisten«, die auf dem Markt einkaufen und verkaufen, die singen, tanzen, reden. Sie könnten miteinander leben.

3. Susan Sontags Großeltern, vier Juden, kamen aus Osteuropa nach Amerika. Aus Sorge um Israel und Amerika drängt sich ihr die Parallele zwischen zwei katastrophalen Wahnideen, Wahnstrategien auf. Sie suchen Terror mit Militärmacht, mit Besetzung und Beherrschung auszustampfen - statt sich an den Versuch zu trauen, schärfste Ungleichheit der Macht, der Reichtümer und der lebenserhaltenden Hoffnung zu mildern. In jener Preisrede auf Israels Soldaten, die jenseits der Grenze von 1967 nicht töten, auch nicht vergelten wollen, sagte Sontag: »Die Wahrscheinlichkeit, dass eure Akte des Widerstands die Ungerechtigkeit nicht beenden können, erspart euch nicht, so zu handeln, wie ihr es für das wahre Interesse eures Volkes haltet. Es ist nicht Israels wahres Interesse, Unterdrücker zu sein. Es ist nicht Amerikas wahres Interesse,

Hypermacht zu sein, die ihren Willen jedem Land der Erde aufzwingen kann, wie es ihr beliebt.« Nur eine Wahnidee, mag man ergänzen, kann zwei Regierungen einflüstern, dass die Demonstration maßloser Übermacht jene selbstmörderischen Taten aufhält, die doch eben diese Übermacht bald zum verzweifelden Impuls, bald zum anbefohlenen Vorwand haben.

Auch hier hat Sontag die Widersprüche in der Sache und im eigenen Herzen nicht verdrängt. Als Demokratin verachtet sie die blutigen Diktaturen der Dritten Welt, als Frau die Erniedrigung der Frau im dogmatischen Islam. Doch als Amerikanerin hasst und fürchtet sie die hysterischen Kriegslügen der Regierenden, als Europäerin die träge Entpolitisierung der Völker, den Ideen- und Mitgefühlsverlust ihrer Eliten. Aggression und Indifferenz drohen, aufgeklärte Demokratie, Freiheit und Gleichheit auch in den Herkunftsländern der Demokratie auszuhöhlen. Man hat sie »Botschafterin Europas in Amerika« und eine »Brücke zwischen Amerika und Europa« genannt - die Feindin falscher Metaphern wird sich gegen beide Metaphern wehren. Gewiss, die seit frühester Kindheit Lesebesessene, Lernbesessene hat für Amerika Antonin Artaud und Roland Barthes entdeckt - und eine wunderbare, wunderbare Liste von deutsch Schreibenden: Walter Benjamin, Robert Walser, Elias Canetti, Thomas Bernhard, W. G. Sebald. Aber schon davor nannte sie ihre Entdeckung Europas beim Namen: als den »ethischen Ernst« großer europäischer Literatur.

Dessen drohende Verkümmern, die Liquidierung eines geistigen Alten Europa durch ein nur wirtschaftsvereintes Neues Europa bekämpft sie - nicht als distanzierte Amerikanerin, aber auch nicht als assimilierte Europäerin. »Als Schriftstellerin«, sagt sie, »als Bürgerin der Literatur, was ein internationales Bürgerrecht ist«, wirft sie uns Europäern vor, daß wir Europa untreu werden. Als »Bürgerin der Literatur« wirft sie Amerika vor, der Kultur feindlich, gegen den Intellekt argwöhnisch zu sein - und darf dabei zugleich Alexis de Tocqueville und Henry Louis Mencken als Zeugen anrufen. Ihre Widersprüche, ihre Suche zwischen allen Fronten wurden ihr von ihren Hassern von rechts und links hämisch vorgehalten, nein: stichhaltig nachgewiesen. Sie ändere ihre Meinung und zwar gerade über ihre wichtigsten Gegenstände: über die Fotografie, über den Krieg. Das ist wahr, sagt sie - und antwortet wieder mit einem Amerikaner

und einem Europäer. Henry James: »Nothing is my last word on anything.« Und, immerhin, Kardinal Newman: »In a higher world it is otherwise, but here below to live is to change, and to be perfect is to have changed often.« »Vollkommen sein heißt hienieden, sich oft verändert haben.«

Sontag zielt nicht auf feste, unanfechtbare Sätze, die Wahrheit zu sein vorgeben. Als Suchende erfährt sie im eigenen Wandel den unaufhörlichen Wandel der Gegenstände; deshalb sind ein beträchtlicher Teil ihres Werkes: Versuche, Essays. Deshalb erprobt sich ihr Fragen und Erkennen nicht an einer Theorie des Krieges, sondern an dem stur erfahrungsnahen Befragen jedes Krieges nach Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit - und am Befragen der besonders fasslichen Erfahrung seiner Leiden und Verwüstungen, die sich in der Fotografie sowohl spiegeln als auch verzerren. Sontags essayistische Suche nach Wahrheit ist nicht immer ein geduldiges Ausprobieren ihrer Gedanken oder gar jenes »trial and error«-Verfahren, das in der Wissenschaft so hoch im Kurs steht. Oft ist diese Suche ein verzweifelt Um-Sich-Schlagen, verzweifelt über den roh schreckenden Weltstoff und unser ohnmächtiges Auge und Gehirn. Ihr Schreiben ist dann nicht durchdringend und klug, sondern zähneknirschend riskant: Niederlage der Unruhigen gegen das unerbittliche Sosein ihres Sujets.

Nicht im schnellen, brillanten Beurteilen der Taten und Werke also, das ihr gegeben ist, sondern im ständig neuen Ansetzen des Sehen- und Verstehenwollens ist sie, fast wider Willen: ein Vorbild heute für Denkende, Intellektuelle. Vorbildhaft für den Intellektuellen ist noch ein letzter Widerspruch ihrer geistigen Physiognomie: ihre Leidenschaft für das Neue, Entstehende - und ihr Wissen über das Vergangene, Geschichtliche. Was heißt: vorne sein? Es heißt: im eigenen Gehirn keine Decke, kein Schutzdach der Konvention haben. Es heißt: Die geistigen oder politischen Dinge im noch Offenen sehen, ohne ihre Konsequenzen zu kennen. Konsequenzen sind Einschränkung der Möglichkeiten: Die Zeit nimmt uns die Selektion ab. Wer aber vorne denkt, muss die Wahl selber tätigen, sich und der Welt sagen: Bei Godard oder Resnais, bei Bernhard oder Sebald »passiert es« - und herausfinden nicht einmal, was da passiert ist für unser Leben und Verstehen, sondern: was jetzt, noch ungeschützt, passiert. Dennoch und zugleich:

Weil die Wandelbarkeit von Sontags Begriffen und Interessen sowohl den Wandel ihrer Erfahrung als auch den Fluss der Dinge nachbildet, zur Form werden lässt, steht neben dem Neuen der verblüffende Reichtum nicht nur ihres historischen Wissens, sondern ihrer geschichtlichen Neugier.

Sie schreibt wechselnd, sich wandelnd sogar über das Unwandelbarste, den Tod. Sie schrieb - in »Krankheit als Metapher« und »AIDS und seine Metaphern« - eine Geistesgeschichte der Krankheiten, an denen »man« einst und gestern und heute starb und stirbt: Tbc, Krebs, Aids. Auch dem Krieg begegnet sie, indem sie aus dessen Wechsel beweist, dass er nicht einfach Natur ist. »Krieg ist nicht notwendig«, sagt sie, »ist nicht wie das Wetter.« Dass es Kriege immer gegeben hat, spricht nicht für das Absolute, Unentrinnbare des einzelnen Krieges - sondern dafür, dass er darauf angewiesen ist, immer neu erfunden zu werden. Wir mussten soeben sehen, wie ein Krieg, ein unnötiger, erfunden worden ist. Wir sollten uns weigern, durch nachträgliche »bündnispartnerliche« oder auch »humanitäre« Beihilfe jetzt schon den nächsten Krieg mitzuerfinden.

4. Ich will mit zwei längeren Zitaten schließen. Diesmal sind sie nicht von Susan Sontag, und sie widersprechen sich nicht. Das erste Zitat ist von Adorno, aus dem Essay über den »Essay als Form«: «Der Essay denkt in Brüchen, so wie die Realität brüchig ist, und findet seine Einheit durch die Brüche hindurch, nicht indem er sie glättet. Diskontinuität ist dem Essay wesentlich, seine Sache stets ein stillgelegter Konflikt. Im Wort Versuch vermählt sich die Utopie des Gedankens, ins Schwarze zu treffen, mit dem Bewusstsein der eigenen Fehlbarkeit und Vorläufigkeit.»

Das zweite Zitat ist von Lessing, über die Wahrheit. »Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. - Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusätze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte

und spräche zu mir: »Wähle!« - ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: »Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!«

Susan Sontag

Acceptance speech

To speak in the Paulskirche, before this audience, to receive the prize awarded in the last fifty-three years by the German Book Trade to so many writers, thinkers, and exemplary public figures whom I admire - to speak in this history-charged place and on this occasion, is a humbling and inspiring experience. I can only more regret the deliberate absence of the American ambassador, Mr. Daniel Coats, whose immediate refusal, in June, of the invitation from the Booksellers Association, when this year's Friedenspreis was announced, to attend our gathering here today, shows he is more interested in affirming the ideological stance and the rancorous reactivity of the Bush administration than he is, by fulfilling a normal diplomatic duty, in representing the interests and reputation of his - and my - country.

Ambassador Coats has chosen not to be here, I assume, because of criticisms I have voiced, in newspaper and television interviews and in brief magazine articles, of the new radical bent of American foreign policy, as exemplified by the invasion and occupation of Iraq. He should be here, I think, because a citizen of the country he represents in Germany has been honored with an important German prize.

An American ambassador has the duty to represent his country, all of it. I, of course, do not represent America, not even that substantial minority that does not support the imperial program of Mr. Bush and his advisors. I like to think I do not represent anything but literature, a certain idea of literature, and conscience, a certain idea of conscience or duty. But, mindful of the citation for this prize from a major European country, which mentions my role as an "intellectual ambassador" between the two continents (ambassador, needless to say, in the weakest, merely metaphorical sense), I cannot resist offering a few thoughts about the renowned gap between Europe and the United States, which my interests and enthusiasms purportedly bridge.

First, is it a gap - which continues to be

bridged? Or is it not also a conflict? Irate, dismissive statements about Europe, certain European countries, are now the common coin of American political rhetoric; and here, at least in the rich countries on the western side of the continent, anti-American sentiments are more common, more audible, more intemperate than ever. What is this conflict? Does it have deep roots? I think it does.

There has always been a latent antagonism between Europe and America, one at least as complex and ambivalent as that between parent and child. America is a neo-European country and, until the last few decades, was largely populated by European peoples. And yet it is always the differences between Europe and America that have struck the most perceptive foreign observers: Alexis de Tocqueville, who visited the young nation in 1831 and returned to France to write "Democracy in America", still, some hundred and seventy years later, the best book about my country, and D.H. Lawrence, who, eighty years ago, published the most interesting book ever written about American culture, his influential, exasperating "Studies in Classic American Literature", both understood that America, the child of Europe, was becoming, or had become, the antithesis of Europe.

Rome and Athens. Mars and Venus. The authors of recent popular tracts promoting the idea of an inevitable clash of interests and values between Europe and America did not invent these antitheses. Foreigners brooded over them - and they provide the palette, the recurrent melody, in much of American literature throughout the 19th century, from James Fenimore Cooper and Ralph Waldo Emerson to Walt Whitman, Henry James, William Dean Howells, and Mark Twain. American innocence and European sophistication; American pragmatism and European intellectualizing; American energy and European world-weariness; American naiveté and European cynicism; American goodheartedness and European malice; American moralism

and the European arts of compromise - you know the tunes.

You can choreograph them differently; indeed, they have been danced with every kind of evaluation or tilt for two tumultuous centuries. Europhiles can use the venerable antitheses to identify America with commerce-driven barbarism and Europe with high culture, while the Europhobes draw on a readymade view in which America stands for idealism and openness and democracy and Europe a debilitating, snobbish refinement. Tocqueville and Lawrence observed something fiercer: not just a declaration of independence from Europe, and European values, but a steady undermining, an assassination of European values and European power. »You can never have a new thing without breaking an old,« Lawrence wrote. "Europe happened to be the old thing. America should be the new thing. The new thing is the death of the old.« America, Lawrence divined, was on a Europe-destroying mission, using democracy - particularly cultural democracy, democracy of manners - as an instrument. And when that task is accomplished, he wrote, America might well turn from democracy to something else. (What that might be is, perhaps, emerging now.)

Bear with me if my references have been exclusively literary. After all, one function of literature - of important literature, of necessary literature - is to be prophetic. What we have here, writ large, is the perennial literary - or cultural - quarrel: between the ancients and the moderns.

The past is (or was) Europe, and America was founded on the idea of breaking with the past, which is viewed as encumbering, stultifying, and - in its forms of deference and precedence, its standards of what is superior and what is best - fundamentally undemocratic; or »elitist,« the reigning current synonym. Those who speak for a triumphal America continue to intimate that American democracy implies repudiating Europe, and, yes, embracing a certain liberating, salutary barbarism. If, today, Europe is regarded by most Americans as more socialist than elitist, that still makes Europe, by American standards, a retrograde continent, obstinately attached to old standards: the welfare state. »Make it new« is not only a slogan for culture; it describes an ever-advancing, world-encompassing economic machine.

However, if necessary, even the »old« can

be rebaptized as the »new.«

It is not a coincidence that the strong-minded American Secretary of Defense tried to drive a wedge within Europe - distinguishing unforgettably between an »old« Europe (bad) and a »new« Europe (good). How did Germany, France, and Belgium come to be consigned to »old« Europe, while Spain, Italy, Poland, Ukraine, The Netherlands, Hungary, the Czech Republic, and Bulgaria find themselves part of »new« Europe? Answer: to support the United States in its present extensions of political and military power is to pass, by definition, into the more desirable category of the »new.« Whoever is with us is »new.«

All modern wars, even when their motives are the traditional ones, such as territorial aggrandizement or the acquisition of scarce resources, are cast as clashes of civilizations - culture wars - with each side claiming the high ground, and characterizing the other as barbaric. The enemy is invariably a threat to »our way of life,« an infidel, a desecrator, a polluter, a defiler of higher or better values. The current war against the very real threat posed by militant Islamic fundamentalism is a particularly clear example. What is worth remarking is that a milder version of the same terms of disparagement underlie the antagonism between Europe and America. It should also be remembered that, historically, the most virulent anti-American rhetoric ever heard in Europe - consisting essentially in the charge that Americans are barbarians - came not from the so-called left but from the extreme right. Both Hitler and Franco repeatedly inveighed against an America (and a world Jewry) engaged in polluting European civilization with its base, business values.

Of course, much of European public opinion continues to admire American energy, the American version of »the modern.« And, to be sure, there have always been American fellow-travelers of the European cultural ideals (one stands here before you), who find in the old arts of Europe a liberation and correction to the strenuous mercantilist biases of American culture. And there have always been the counterparts of such Americans on the European side: Europeans who are fascinated, enthralled, profoundly attracted to the United States, precisely because of its difference from Europe.

What the Americans see is almost the reverse of the Europhile cliché: they see them-

selves defending civilization. The barbarian hordes are no longer outside the gates. They are within, in every prosperous city, plotting havoc. The »chocolate-producing« countries (France, Germany, Belgium) will have to stand aside, while a country with »will« - and God on its side - pursues the battle against terrorism (now conflated with barbarism). According to Secretary of State Powell, it is ridiculous for old Europe (sometimes it seems only France is meant) to aspire to play a role in governing or administering the territories won by the coalition of the conqueror. It has neither the military resources nor the taste for violence nor the support of its cosseted, all-too-pacific populations. And the Americans have it right. Europeans are not in an evangelical - or a bellicose - mood.

Indeed, sometimes I have to pinch myself to be sure I am not dreaming: that what many people in my own country now hold against Germany, which wreaked such horrors on the world for nearly a century - the new "German problem," as it were - is that Germans are repelled by war; that much of German public opinion is now virtually... pacifist!

Were America and Europe never partners, never friends? Of course. But perhaps it is true that the periods of unity - of common feeling - have been exceptions, rather than the rule. One such time was from the Second World War through the early Cold War, when Europeans were profoundly grateful for America's intervention, succor, and support. Americans are comfortable seeing themselves in the role of Europe's savior. But then, America will expect the Europeans to be forever grateful, which is not what Europeans are feeling right now.

From »old« Europe's point of view, America seems bent on squandering the admiration - and gratitude - felt by most Europeans. The immense sympathy for the United States in the aftermath of the attack on September 11, 2001 was genuine. (I can testify to its particular ardor and sincerity in Germany; I was in Berlin at the time.) But what has followed is an increasing estrangement on both sides.

The citizens of the richest and most powerful nation in history have to know that America is loved, and envied ... and resented. More than a few who travel abroad know that Americans are regarded as crude, boorish, uncultivated by many Europeans, and don't hesitate to match these expectations with behavior that suggests

the resentment of the ex-colonial. And some of the cultivated Europeans who seem most to enjoy visiting or living in the United States attribute to it, condescendingly, the liberating virtues of a colony where one throws off the restrictions and high-culture burdens of »back home.« I recall being told by a German filmmaker, living at the time in San Francisco, that he loved being in the States "because you don't have any culture here.« For more than a few Europeans, including, it should be mentioned, D. H. Lawrence (»there the life comes up from the roots, crude but vital,« he wrote to a friend in 1915, when he was making plans to live in America), America was the great escape. And vice versa: Europe was the great escape for generations of Americans seeking »culture.« Of course, I am speaking only of minorities here, minorities of the privileged.

So America now sees itself as the defender of civilization and Europe's savior, and wonders why Europeans don't get the point; and Europeans see Americans as a reckless warrior state - a description that the Americans return by seeing Europe as the enemy of America: only pretending, so runs rhetoric heard increasingly in the United States, to be pacifist, in order to contribute to the weakening of American power. France in particular is thought to be scheming to become America's equal, even its superior, in shaping world affairs - "Operation America Must Fail« is the name invented by a columnist in the »New York Times« to describe the French drive toward dominance - instead of realizing that an American defeat in Iraq will encourage "radical Muslim groups - from Baghdad to the Muslim slums of Paris« to pursue their jihad against tolerance and democracy.

It is hard for people not to see the world in polarizing terms (»them« and »us«) and these terms have in the past strengthened the isolationist theme in American foreign policy as much as they now strengthen the imperialist theme. Americans have got used to thinking of the world in terms of enemies. Enemies are somewhere else, as the fighting is almost always »over there,« Islamic fundamentalism having replaced Russian and Chinese communism as the threat to »our way of life.« And terrorist is a more flexible word than communist. It can unify a larger number of quite different struggles and interests. What this may mean is that the war will be endless - since there will always be some

terrorism (as there will always be poverty and cancer); that is, there will always be asymmetrical conflicts in which the weaker side uses that form of violence, which usually targets civilians. American rhetoric, if not the popular mood, would support this unhappy prospect, for the struggle for righteousness never ends.

It is the genius of the United States, a profoundly conservative country in ways that Europeans find difficult to fathom, to have devised a form of conservative thinking that celebrates the new rather than the old. But this is also to say, that in the very ways in which the United States seems extremely conservative, for example, in the extraordinary power of the consensus and the passivity and conformism of public opinion (as Tocqueville remarked in 1831) and the media, it is also radical, even revolutionary, in ways that Europeans find equally difficult to fathom.

Part of the puzzle, surely, lies in the disconnect between official rhetoric and lived realities. Americans are constantly extolling "traditions"; litanies to family values are at the center of every politician's discourse. And yet the culture of America is extremely corrosive of family life, indeed of all traditions except those redefined to promote "identities" that fit into the larger patterns of distinctiveness, cooperation, and openness to innovation.

Perhaps the most important source of the new (and not so new) American radicalism is what used to be viewed as a source of conservative values: namely, religion. Many commentators have noted that perhaps the biggest difference between the United States and most European countries (old as well as new in the current American distinction) is that in the United States religion still plays a central role in society and public language. But this is religion American style: namely, more the idea of religion than religion itself.

True, when, during George Bush's run for president in 2000, a journalist was inspired to ask the candidate to name his "favorite philosopher," the well-received answer - one that would make a candidate for high office from any centrist party here in any European country a laughing stock - was »Jesus Christ." But, of course, Bush didn't mean, and was not understood to mean, that, if elected, his administration would feel bound to any of the precepts or social programs actually expounded by Jesus.

The United States is a generically religious

society. That is, in the United States it's not important which religion you adhere to, as long as you have one. To have a ruling religion, even a theocracy, that would be just Christian (or a particular Christian denomination) would be impossible. Religion in America must be a matter of choice. This modern, relatively contentless idea of religion, constructed along the lines of consumerist choice, is the basis of American conformism, self-righteousness, and moralism (which Europeans often mistake, condescendingly, for Puritanism). Whatever historic faiths the different American religious entities purport to represent, they all preach something similar: reform of personal behavior, the value of success, community cooperativeness, tolerance of other's choices. (All virtues that further and smooth functioning of consumer capitalism.) The very fact of being religious ensures respectability, promotes order, and gives the guarantee of virtuous intentions to the mission of the United States to lead the world.

What is being spread - whether it is called democracy, or freedom, or civilization - is part of a work in progress, as well as the essence of progress itself. Nowhere in the world does the Enlightenment dream of progress have such a fertile setting as it does in America.

Are we then really so separate? How odd that, at a moment when Europe and America have never been so similar culturally, there has never been such a great divide.

Still, for all the similarities in the daily lives of citizens in rich European countries and the daily lives of Americans, the gap between the European and the American experience is a genuine one, founded on important differences of history, of notions of the role of culture, of real and imagined memories. The antagonism - for there is antagonism - is not to be resolved in the immediate future, for all the good will of many people on both sides of the Atlantic. And yet one can only deplore those who want to maximize those differences, when we do have so much in common.

The dominance of America is a fact. But America, as the present administration is starting to see, cannot do everything alone. The future of our world - the world we share - is syncretistic, impure. We are not shut off from each other. More and more, we leak into each other.

In the end, the model for whatever understanding - conciliation - we might reach lies in

thinking more about that venerable opposition, »old« and »new.« The opposition between »civilization« and "barbarism" is essentially stipulatory; it is corrupting to think about and pontificate about - however much it may reflect certain realities. But the opposition of »old« and »new« is genuine, ineradicable, at the center of what we understand to be experience itself.

»Old« and »new« are the perennial poles of all feeling and sense of orientation in the world. We cannot do without the old, because in what is old is invested all our past, our wisdom, our memories, our sadness, our sense of realism. We cannot do without faith in the new, because in what is new is invested all our energy, our capacity for optimism, our blind biological yearning, our ability to forget - the healing ability without which all reconciliation is not possible.

The inner life tends to mistrust the new. A strongly developed inner life will be particularly resistant to the new. We are told we must choose - the old or the new. In fact, we must choose both. What is a life if not a series of negotiations between the old and the new? It seems to me that one should always be seeking to talk oneself out of these stark oppositions.

Old versus new, nature versus culture - perhaps it is inevitable that the great myths of our cultural life be played out as geography, not only as history. Still, they are myths, clichés, stereotypes, no more; the realities are much more complex.

A good deal of my life has been spent trying to demystify ways of thinking that polarize and oppose. Translated into politics, this means supporting whatever is pluralistic and secular. Like some Americans and many Europeans, I would far prefer to live in a multilateral world - a world not dominated by any one country (including my own). I could express my support, in a century that already promises to be another century of extremes, of horrors, for a whole panoply of meliorist attitudes - in particular, for what Virginia Woolf calls »the melancholy virtue of tolerance.«

Let me rather speak first of all as a writer, as a champion of the enterprise of literature, for therein lies the only authority I have.

The writer in me distrusts the good citizen, the "intellectual ambassador," the human rights activist - those roles which are mentioned in the citation for the prize, much as I am committed to them. The writer is more skeptical, more self-

doubting, than the person who tries to do (and to support) the right thing.

One task of literature is to formulate questions and construct counter-statements to the reigning pieties. And even when art is not oppositional, the arts gravitate toward contrariness. Literature is dialogue; responsiveness. Literature might be described as the history of human responsiveness to what is alive and what is moribund as cultures evolve and interact with one another.

Writers can do something to combat these clichés of our separateness, our difference - for writers are makers, not just transmitters, of myths. Literature offers not only myths but counter-myths, just as life offers counter-experiences - experiences that confound what you thought you thought, or felt, or believed.

A writer, I think, is someone who pays attention to the world. That means trying to understand, take in, connect with, what wickedness human beings are capable of; and not being corrupted - made cynical, superficial - by this understanding.

Literature can tell us what the world is like.

Literature can give standards and pass on deep knowledge, incarnated in language, in narrative.

Literature can train, and exercise, our ability to weep for those who are not us or ours.

Who would we be if we could not sympathize with those who are not us or ours? Who would we be if we could not forget ourselves, at least some of the time? Who would we be if we could not learn? Forgive? Become something other than we are?

On the occasion of receiving this glorious prize, this glorious German prize, let me tell you something of my own trajectory.

I was born, a third-generation American of Polish and Lithuanian Jewish descent, two weeks before Hitler came to power. I grew up in the American provinces (Arizona and California), far from Germany, and yet my entire childhood was haunted by Germany, by the monstrousness of Germany, and by the German books and the German music I loved, which set my standard for what is exalted and intense.

Even before Bach and Beethoven and Schubert and Brahms, there were a few German books. I am thinking of a teacher in an elementary school in a small town in southern Arizona, Mr. Starkie, who had awed his pupils by telling

us that he had fought with Pershing's army in Mexico against Pancho Villa: this grizzled veteran of an earlier American imperialist venture had, it seems, been touched - in translation - by the idealism of German literature, and, having taken in my particular hunger for books, loaned me his own copies of »Werther« and »Immensee«.

Soon after, in my childhood orgy of reading, chance led me to other German books, including Kafka's »In the Penal Colony,« where I discovered dread and injustice. And a few years later, when I was a high school student in Los Angeles, I found all of Europe in a German novel. No book has been more important in my life than »The Magic Mountain" - whose subject is, precisely, the clash of ideals at the heart of European civilization. And so on, through a long life that has been steeped in German high culture. Indeed, after the books and the music, which were, given the cultural desert in which I lived, virtually clandestine experiences, came a real experience. For I am also a late beneficiary of the German cultural diaspora, having had the great good fortune of knowing well some of the incomparably brilliant Hitler refugees, those writers and artists and musicians and scholars that America received, starting in the 1930s, and who so enriched the country, particularly its universities. Let me name two I was privileged to count as friends when I was in my late teens and early twenties, Hans Gerth and Herbert Marcuse; those with whom I studied at the University of Chicago and at Harvard, Christian Mackauer and Paul Tillich and Peter Heinrich von Blanckenhagen, and in private seminars, Aron Gurwitsch and Nahum Glatzer; and Hannah Arendt, whom I knew after I moved to New York in my mid-twenties - so many models of the serious, whose memory I would like to evoke here.

But I shall never forget that my engagement with German culture, with German seriousness, all started with obscure, eccentric Mr. Starkie (I don't think I ever knew his first name), who was my teacher when I was ten, and whom I never saw afterward.

And that brings me to a story, with which I will conclude - as seems fitting, since I am neither primarily a cultural ambassador nor a fervent critic of my own government (a task I perform as a good American citizen). I am a storyteller.

So, back to ten-year-old me, who found some relief from the tiresome duties of being a child by poring over Mr. Starkie's tattered volumes of Goethe and Storm. At the time I am speaking of, 1943, I was aware that there was a prison camp with thousands of German soldiers, Nazi soldiers as of course I thought of them, in the northern part of the state, and, knowing I was Jewish (only nominally, my family having been completely secular and assimilated for two generations, but nominally, as I knew, was enough for Nazis), I was beset by a recurrent nightmare in which Nazi soldiers had escaped from the prison and had made their way downstate to the bungalow on the outskirts of the town where I lived with my mother and sister, and were about to kill me.

Flash forward to many years later, the 1970s, when my books started to be published by Hanser Verlag, and I came to know the distinguished Fritz Arnold (he had joined the firm in 1965), who was my editor at Hanser until his death in February 1999.

One of the first times we were together, Fritz said he wanted to tell me - presuming, I suppose, that this was a prerequisite to any friendship that might arise between us - what he had done during the war. I assured him that he did not owe me any such explanation; but, of course, I was touched by his bringing up the subject. I should add that Fritz Arnold was not the only German of his generation (he was born in 1916) who, soon after we met, insisted on telling me what he or she had done during the Nazi era. And not all of the stories were as innocent as what I was to hear from Fritz.

Anyway, what Fritz told me was that he had been a university student of literature and art history, first in Munich, then in Cologne, when, at the start of the war, he was drafted into the Wehrmacht with the rank of corporal. His family was, of course, anything but pro-Nazi - his father was Karl Arnold, the legendary political cartoonist of »Simplicissimus« - but emigration seemed out of the question, and he accepted, with dread, the call to military service, hoping neither to kill anyone nor to be killed.

Fritz was one of the lucky ones. Lucky, to have been stationed first in Rome (where he refused his superior officer's invitation to be commissioned a lieutenant), then in Tunis; lucky enough to have remained behind the lines and never once to have fired a weapon; and finally,

lucky, if that is the right word, to have been taken prisoner by the Americans in 1943, to have been transported by ship across the Atlantic with other captured German soldiers to Norfolk, Virginia, and then taken by train across the continent to spend the rest of the war in a prison camp in a small town ... in northern Arizona.

Then I had the pleasure of telling him, sighing with wonder, for I had already started to be very fond of this man - this was the beginning of a great friendship as well as an intense professional relationship - that while he was a prisoner of war in northern Arizona, I was in the southern part of the state, terrified of the Nazi soldiers who were there, here, and from whom there would be no escape.

And then Fritz told me that what got him through his nearly three years in the prison camp in Arizona was that he was allowed access to books: he had spent those years reading and rereading the English and American classics. And I told him that what saved me as a schoolchild in Arizona, waiting to grow up, waiting to escape into a larger reality, was reading books, books in translation as well as those written in English.

Access to literature, world literature, was escaping the prison of national vanity, of Philistinism, of compulsory provincialism, of inane schooling, of imperfect destinies and bad luck. Literature was the passport to enter a larger life; that is, the zone of freedom.

Literature was freedom. Especially in a time in which the values of reading and inwardness are so strenuously challenged, literature is freedom.

Susan Sontag

Dankesrede

Hier in der Paulskirche vor Ihnen zu sprechen, den Preis entgegenzunehmen, den der Börsenverein des Deutschen Buchhandels in den vergangenen 53 Jahren so vielen Schriftstellern, Denkern und hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verliehen hat, die ich bewundere - an diesem geschichtsträchtigen Ort und bei diesem Anlass zu sprechen ist eine Erfahrung, die bescheiden macht und zugleich inspiriert. Um so mehr bedauere ich die Abwesenheit des Botschafters der Vereinigten Staaten, Mr. Daniel Coats, der schon im Juni, gleich nach der Bekanntgabe des diesjährigen Friedenspreisträgers, die Einladung des Börsenvereins zu der heutigen Veranstaltung abgelehnt hat und auf diese Weise deutlich macht, dass ihm an einer Bekräftigung der ideologischen Position und des verbitterten Unmuts der Regierung Bush mehr liegt als daran, die Interessen und das Ansehen seines - und meines - Landes zu vertreten, indem er einer normalen Diplomatenpflicht nachkommt.

Botschafter Coats hat es vermutlich deshalb vorgezogen, nicht zu kommen, weil ich mich in Zeitungs- und Fernsehinterviews und in kurzen Zeitschriftenartikeln kritisch über die neue radikale Tendenz der amerikanischen Außenpolitik geäußert habe, wie sie in der Invasion des Irak und seiner Besetzung zum Ausdruck kommt. Er sollte jedoch, wie ich finde, hier sein, weil eine Bürgerin des Landes, das er in Deutschland vertritt, mit einem wichtigen deutschen Preis geehrt worden ist.

Ein amerikanischer Botschafter hat die Aufgabe, sein Land repräsentieren - das ganze Land. Ich dagegen repräsentiere selbstverständlich nicht ganz Amerika und nicht einmal jene ansehnliche Minderheit, die dem imperialen Programm von Mr. Bush und seinen Beratern die Zustimmung verweigert. Mir gefällt die Vorstellung, dass ich nichts weiter repräsentiere als die Literatur, eine bestimmte Idee von Literatur, und das Gewissen, eine bestimmte Idee von Gewissen oder Pflicht. Aber im Gedanken an die Urkunde, die diesen Preis eines wichtigen europäischen Landes begleitet und in der ich als »intellektuelle Botschafterin zwischen den bei-

den Kontinenten« bezeichnet werde (Botschafterin natürlich nur im denkbar schwächsten, nämlich übertragenen Sinne des Wortes), kann ich nicht umhin, einige Überlegungen zu der vielberufenen Kluft zwischen Europa und den Vereinigten Staaten anzustellen, die angeblich durch das, was mich interessiert und fasziniert, überbrückt wird.

Aber handelt es sich überhaupt um eine Kluft, die sich noch überbrücken läßt? Geht es nicht auch um einen tiefen Konflikt? Zornige, abschätzig Äußerungen über Europa, über bestimmte europäische Länder, sind in der politischen Rhetorik Amerikas heute gang und gäbe; und hier in Europa, zumindest in den reichen Ländern im westlichen Teil des Kontinents, sind antiamerikanische Gefühle weiter verbreitet, lauter und ungehemmter vernehmbar als je zuvor. Was hat es mit diesem Konflikt auf sich? Hat er tiefere Wurzeln? Ich glaube, ja.

Schon immer bestand ein latenter Antagonismus zwischen Europa und Amerika, der mindestens so komplex und ambivalent war wie der zwischen Eltern und Kind. Die Vereinigten Staaten sind ein neoeuropäisches Land, und bis vor wenigen Jahrzehnten war der größte Teil seiner Bevölkerung europäischer Herkunft. Trotzdem waren es immer die Unterschiede zwischen Europa und Amerika, die den besonders scharfsichtigen ausländischen Beobachtern auffielen: dem Franzosen Alexis de Tocqueville, der die junge Nation 1831 besuchte und dann in seine Heimat zurückkehrte, um über «Die Demokratie in Amerika» zu schreiben, auch nach 170 Jahren immernoch das beste Buch über mein Land, das es gibt, ebenso wie D. H. Lawrence, der vor 80 Jahren das interessanteste Buch über die amerikanische Kultur veröffentlichte, das je erschienen ist, seine ebenso einflussreichen, wie irritierenden Studien zur klassischen amerikanischen Literatur. Beide erkannten, dass Amerika, das Kind Europas, auf dem Weg war, sich zur Antithese Europas zu entwickeln oder schon dazu geworden war.

Rom und Athen. Mars und Venus. Jene Autoren, die in letzter Zeit in populären Trakta-

ten die Vorstellung von einem unvermeidlichen Zusammenprall europäischer und amerikanischer Interessen und Werte entwickeln, haben diese Antithesen nicht erfunden. Europäer haben über ihnen gegrübelt - und sie liefern die Palette, das Leitmotiv für einen großen Teil der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts von James Fenimore Cooper und Ralph Waldo Emerson bis zu Walt Whitman, Henry James, William Dean Howells und Mark Twain. Amerikanische Unschuld und europäisches Raffinement; amerikanischer Pragmatismus und europäischer Intellektualismus; amerikanische Tatkraft und europäischer Weltschmerz; amerikanische Unverdorbenheit und europäischer Zynismus; amerikanische Gutmütigkeit und europäische Boshaftigkeit; amerikanischer Moralismus und europäisches Kompromisslertum - Sie alle kennen die Melodien.

Man kann zu ihnen unterschiedliche Choreographien entwerfen, und zwei wild bewegte Jahrhunderte lang sind sie in allen erdenklichen Akzentuierungen und Figuren abgetanzt worden. Europafreunde können sich dieser ehrwürdigen Antithesen bedienen, um Amerika mit geschäftstüchtiger Barbarei und Europa mit erhabener Kultur gleichsetzen, während die Europafeinde gern auf das Klischee zurückgreifen, Amerika stehe für Idealismus, Offenheit und Demokratie, Europa dagegen für kraftlose, hochnäsige Überfeinerung. Tocqueville und Lawrence haben jedoch etwas viel Brisanteres beobachtet: nicht bloß eine Unabhängigkeitserklärung gegenüber Europa und seinen Werten, sondern eine Tendenz, die europäischen Werte und die Macht Europas zu untergraben und abzutöten. »Man bekommt nie etwas Neues, ohne etwas Altes kaputt zu machen«, schrieb Lawrence. »Nun war aber Europa das Alte. Amerika sollte das Neue sein. Das Neue ist der Tod des Alten.« Amerika, so prophezeite Lawrence, habe es sich zur Aufgabe gemacht, Europa zu zerstören, und zwar mittels der Demokratie - vor allem mittels der kulturellen Demokratie, der Demokratie der Umgangsformen. Und wenn es diese Aufgabe erfüllt habe, schrieb Lawrence, werde sich Amerika möglicherweise von der Demokratie ab- und etwas anderem zuwenden. (Was dieses andere sein könnte, wird vielleicht in unseren Tagen langsam deutlich.)

Ich bitte um Nachsicht, wenn ich mich hier ausschließlich auf die Literatur berufe. Aber eine Funktion der Literatur - der wichtigen, notwen-

digen Literatur - besteht ja darin, dass sie prophetisch ist. Im Grunde genommen, haben wir es hier mit dem alten Literatur- oder Kulturstreit zwischen den Alten und den Modernen zu tun.

Die Vergangenheit ist (oder war) Europa, und Amerika wurde auf der Idee eines Bruchs mit dieser Vergangenheit gegründet, die als hinderliche, verdummende Last und - in ihren Formen von Ehrerbietung und ihrem Sinn für Rangordnung, in ihren Kriterien für das, was überlegen und am besten sei - als durch und durch undemokratisch erscheint, als »elitär«, wie man heute meist sagt. Diejenigen, die einem triumphalen Amerika das Wort reden, deuten dabei immer wieder an, dass amerikanische Demokratie auch bedeutet, Europa abzulehnen und sich eine Art befreiendes, heilsames Barbarentum zueigen zu machen. Auch wenn Europa von den meisten Amerikanern heute eher für sozialistisch als für elitär gehalten wird, bleibt es nach amerikanischen Maßstäben doch ein rückschrittlicher Kontinent, der sich hartnäckig an alte Maßstäbe klammert: an den Wohlfahrtsstaat. »Make it new« ist nicht nur ein Motto für die Kultur; es steht auch für einen immer weiter um sich greifenden, weltumspannenden Wirtschaftsapparat.

Wenn nötig, lässt sich jedoch das »Alte« auch umtaufen und als »Neues« deklarieren.

Es ist kein Zufall, dass der energische amerikanische Verteidigungsminister einen Keil zwischen die Länder Europas zu treiben versuchte, indem er auf unvergessliche Art zwischen dem »alten« (schlechten) und dem »neuen« (guten) Europa unterschied. Wie konnte es geschehen, dass Deutschland, Frankreich und Belgien dem »alten« Europa zugerechnet wurden, während sich Spanien, Italien, Polen, die Ukraine, die Niederlande, Ungarn, Tschechien und Bulgarien im »neuen« Europa wiederfanden? Die Antwort lautet: Wer die Vereinigten Staaten bei ihren gegenwärtigen Bemühungen um eine Ausdehnung ihrer politischen und militärischen Macht unterstützt, gehört damit per se in die bevorzugte Kategorie des »Neuen«. Wer mit uns ist, ist »neu«.

Alle modernen Kriege, auch wenn ihre Motive die herkömmlichen sind, etwa das Streben nach territorialer Vergrößerung oder nach Aneignung knapper Ressourcen, werden als Zusammenstöße von Zivilisationen - als Kulturkriege - inszeniert, wobei jede Seite sich auf ein höheres Recht beruft und die andere Seite für barbarisch erklärt. Der Feind ist unweigerlich

eine Bedrohung »unserer Lebensweise« - er ist ein Ungläubiger, ein Schänder, ein Beschmutzer, der höhere oder bessere Werte besudelt. Der derzeitige Krieg gegen die sehr reale Bedrohung, die vom militanten islamischen Fundamentalismus ausgeht, ist dafür ein besonders deutliches Beispiel. Bemerkenswert ist allerdings, dass die gleichen Formen von Geringschätzung in abgemilderter Form auch dem Antagonismus zwischen Europa und Amerika zugrunde liegen. Man sollte sich in diesem Zusammenhang auch daran erinnern, dass, historisch betrachtet, die böartigste antiamerikanische Rhetorik, die in Europa je zu hören war und die im Wesentlichen auf den Vorwurf hinauslief, Amerikaner seien Barbaren, nicht etwa von der so genannten Linken, sondern von der extremen Rechten ausging. Sowohl Hitler als auch Franco ließen sich mehrfach über ein Amerika (und ein Weltjudentum) aus, das mit seinen niedrigen, auf nichts als Geschäftemacherei gerichteten Wertvorstellungen die europäische Kultur verderben wolle.

Natürlich bewundert ein großer Teil der öffentlichen Meinung in Europa auch weiterhin die amerikanische Tatkraft und die amerikanische Vorstellung von »Modernität«. Und natürlich hat es in Amerika immer Anhänger und Anhängerinnen der kulturellen Ideale Europas gegeben (eine solche steht hier vor Ihnen), die die alten Künste Europas als eine Befreiung und als Korrektiv gegenüber dem betriebsamen Unternehmegergeist der amerikanischen Kultur empfanden. Und auf europäischer Seite gab es immer das Pendant zu solchen Amerikanern: Europäer, die sich von den Vereinigten Staaten gerade wegen ihrer Verschiedenheit von Europa fasziniert, verzaubert und zutiefst angezogen fühlen.

Die heutige Sicht der Amerikaner läuft fast auf eine Umkehrung des euphilien Klischees hinaus: Sie betrachten sich als Verteidiger der Zivilisation. Die Barbarenhorden stehen nicht mehr draußen vor den Toren. Sie sind nun drinnen, in jeder reichen Stadt und sinnen dort auf Tod und Zerstörung. Deshalb müssen die «Schokolade fabrizierenden» Länder (Frankreich, Deutschland, Belgien) beiseite treten, während ein Land voller »Willensstärke« - und mit Gott an seiner Seite - die Schlacht gegen den Terrorismus schlägt (der inzwischen mit der Barbarei in eins gesetzt wird). Außenminister Powell zufolge ist es lächerlich, wenn das alte Europa (manchmal scheint auch nur Frankreich gemeint zu sein) eine Rolle in Politik und Ver-

waltung der von der Siegerkoalition eingenommenen Gebiete spielen will. Dieses Europa verfüge weder über die militärischen Mittel dazu noch über den nötigen Sinn für die Anwendung von Gewalt, und obendrein fehle ihm auch die Unterstützung seiner verwöhnten, allzu friedfertigen Bevölkerungen. Den Amerikanern stehe all dies reichlich zu Gebote. Den Europäern hingegen mangle es an missionarischem - oder kriegerischem - Eifer.

Manchmal muss ich mich kneifen, um sicher zu sein, dass ich nicht träume: der Vorwurf, den viele Menschen in Amerika Deutschland heute machen, diesem Deutschland, das fast ein Jahrhundert lang solche Schrecken über die Welt gebracht hat, man könnte auch sagen: Das neue »deutsche Problem« besteht nun offenbar darin, dass sich die Deutschen vom Krieg abgestoßen fühlen, dass ein großer Teil der öffentlichen Meinung im heutigen Deutschland praktisch pazifistisch ist!

Waren Amerika und Europa denn nie Partner, nie Freunde? Doch, das waren sie. Aber vielleicht waren die Perioden der Einigkeit -der Einmütigkeit - eher eine Ausnahme als die Regel. Eine solche Ausnahmephase war die Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis zu den Anfängen des Kalten Krieges, als die Europäer Amerika für seine Einmischung, für seinen Beistand und seine materielle Hilfe zutiefst dankbar waren. Die Amerikaner sehen sich gern in der Rolle des Retters von Europa. Deshalb erwartet Amerika von den Europäern eine immer währende Dankbarkeit, nach der den Europäern im Augenblick jedoch nicht der Sinn steht.

Aus der Sicht des »alten« Europa ist Amerika dabei, die Bewunderung - und die Dankbarkeit - zu verspielen, die die meisten Europäer einmal empfunden haben. Die gewaltige Woge der Sympathie für die Vereinigten Staaten nach dem Angriff vom 11. September 2001 war echt. (Ich selbst kann ihre Intensität und ihre Aufrichtigkeit in Deutschland bezeugen; ich war zu diesem Zeitpunkt in Berlin.) Doch dann folgte eine zunehmende Entfremdung auf beiden Seiten.

Die Bürger der reichsten und mächtigsten Nation in der Geschichte müssen sich klar machen, dass Amerika geliebt und beneidet, aber auch mit Groll betrachtet wird. Nicht wenige von ihnen erfahren bei Reisen ins Ausland, dass Amerikaner in den Augen vieler Europäer für rauhbeinig, ungehobelt, unkultiviert gelten, und

zögern nicht, diese Einschätzungen als einen Ausdruck von Ressentiment gegenüber den Kolonisten von ehemals zu deuten. Und manche kultivierten Europäer, die sich anscheinend besonders gern in den Vereinigten Staaten aufhalten oder dort leben, bescheinigen diesem Land auf eine seltsam herablassende Art die befreienden Vorzüge einer Kolonie, in der man die »daheim« geltenden Beschränkungen und die aus der dortigen Kultiviertheit erwachsenden Bürden abschütteln kann. Ich erinnere mich, wie mir ein deutscher Filmemacher, der zeitweise in San Francisco lebte, eines Tages erklärte, warum er so gern in den Staaten sei: »Weil ihr hier überhaupt keine Kultur habt.« Für etliche Europäer war Amerika die Rettung (auch für D.H. Lawrence, der 1915, als er sich in Amerika niederzulassen plante, an einen Freund schrieb: »Dort kommt das Leben direkt aus den Wurzeln, rauh, aber kraftvoll«). Und umgekehrt: Für Generationen von Amerikanern auf der Suche nach »Kultur« war Europa die Rettung. Ich spreche hier natürlich nur von Minderheiten -privilegierten Minderheiten.

So kommt es, dass Amerika sich heute als Verteidiger der Zivilisation und Retter Europas sieht und sich gleichzeitig fragt, warum die Europäer das nicht begreifen; die Europäer wiederum sehen Amerika als einen rücksichtslosen Kriegerstaat, was die Amerikaner ihrerseits veranlasst, Europa als einen Feind Amerikas zu betrachten: Europa täusche seinen Pazifismus nur vor, so hört man in den Vereinigten Staaten inzwischen immer häufiger, um in Wirklichkeit an einer Schwächung der Macht Amerikas mitzuwirken. Vor allem Frankreich, so glaubt man, sei bestrebt, Amerika auf der Ebene der Weltpolitik ebenbürtig zu werden oder gar den Rang abzulaufen. »Die Operation Amerika muss scheitern« lautet das Motto, das ein Kolumnist der »New York Times« für das französische Vormachtstreben erfunden hat. Stattdessen täte auch Frankreich besser daran, zu erkennen, dass eine amerikanische Niederlage im Irak die »radikalen muslimischen Gruppen von Bagdad bis in die muslimischen Slums von Paris« in ihrem Dschihad gegen Toleranz und Demokratie nur ermutigen würde.

Den Menschen fällt es schwer, die Welt nicht in polarisierenden Kategorien (»die« und »wir«) zu sehen. Diese Kategorien haben in der Vergangenheit die isolationistischen Tendenzen der amerikanischen Außenpolitik so gestärkt,

wie sie jetzt deren imperialistische Tendenzen stärken. Die Amerikaner haben sich daran gewöhnt, die Welt als eine Welt von Feinden wahrzunehmen. Diese Feinde sind anderswo, denn gekämpft wird fast immer over there - »drüben«, auch nachdem der islamische Fundamentalismus den russischen und den chinesischen Kommunismus als Bedrohung »unserer Lebensweise« abgelöst hat. Und das Wort »Terrorist« lässt sich noch flexibler verwenden als das Wort »Kommunist«. Es kann eine noch größere Zahl unterschiedlicher Auseinandersetzungen und Interessen unter einen Hut bringen, und das bedeutet: Der Krieg gegen den Terrorismus wird möglicherweise nie enden, denn Terrorismus wird es immer geben (so wie es immer Armut und Krebs geben wird); immer wird es asymmetrische Konflikte geben, in denen die schwächere Seite diese Form von Gewalt anwendet, die sich meist gegen Zivilisten richtet. Die amerikanische Rhetorik, wenn auch nicht unbedingt die Stimmung in der Bevölkerung, bekräftigt diese unerfreuliche Perspektive, denn der Kampf für das Gute endet nie.

Es gehört zum Genius der Vereinigten Staaten, deren tief verwurzelter Konservatismus für Europäer schwer zugänglich ist, dass sie eine Form von konservativem Denken entwickelt haben, die das Neue und nicht etwa das Alte feiert. Das bedeutet aber auch, dass die Vereinigten Staaten in eben jenen Zügen, in denen sie extrem konservativ erscheinen - zum Beispiel in der ungewöhnlichen Macht des Konsensus, in der Passivität und im Konformismus der öffentlichen Meinung (wie Tocqueville schon 1831 bemerkte) und der Medien - auch auf eine Weise radikal und sogar revolutionär sein können, die für Europäer ebenso schwer zugänglich ist.

Zum Teil erklärt sich diese Rätselhaftigkeit aus dem Zwiespalt zwischen offizieller Rhetorik und Lebenswirklichkeit. Ständig pochen Amerikaner auf »Traditionen«; im Mittelpunkt jeder politischen Rede stehen Lobgesänge auf die »Familienwerte«. Dabei ist die amerikanische Kultur dem Familienleben sehr abtrügglich und allen anderen Traditionen ebenfalls - ausgenommen jene, die in persönliche »Identitäten« undefiniert werden können und sich in die umfassenderen Muster von individueller Erkennbarkeit bei gleichzeitiger Bereitschaft zur Kooperation und Offenheit für Erneuerung fügen.

Die vielleicht wichtigste Quelle des neuen (und des nicht ganz so neuen) amerikanischen

Radikalismus ist eben jene, die man früher immer als eine Quelle konservativer Werte angesehen hat: die Religion. Viele Beobachter haben darauf hingewiesen, dass der größte Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und den meisten europäischen Ländern (den nach der aktuellen amerikanischen Nomenklatur »alten« wie den »neuen«) wahrscheinlich darin besteht, dass die Religion in der Gesellschaft und im öffentlichen Diskurs der Vereinigten Staaten nach wie vor eine zentrale Rolle spielt. Es handelt sich hierbei allerdings um eine Religion nach amerikanischem Muster: eher um die Idee von Religion als um Religion selbst.

Gewiss, als während des Präsidentschaftswahlkampfes im Jahre 2000 ein Journalist auf die Idee kam, den Kandidaten George Bush nach seinem »Lieblingsphilosophen« zu fragen, bekam er eine Antwort, mit der sich jeder Kandidat irgendeiner großen Volkspartei in jedem europäischen Land lächerlich gemacht hätte - »Jesus Christus«. Aber Bush wollte damit natürlich nicht sagen, dass sich seine Regierung im Falle seiner Wahl an irgendwelche von Jesus entwickelten Grundsätze oder gesellschaftlichen Programme gebunden fühlen würde, und es hat ihn auch niemand so verstanden.

Die Vereinigten Staaten sind in einem sehr allgemeinen Sinne eine religiöse Gesellschaft. Das heißt, es kommt nicht darauf an, welcher Religion man angehört, solange man überhaupt eine hat. Die Vorherrschaft einer Religion oder gar eine Theokratie (ob allgemein christlich oder von einer bestimmten christlichen Konfession geprägt) wäre unmöglich. Religion muss in Amerika eine Sache der freien Wahl des Einzelnen bleiben. Diese moderne, vergleichsweise inhaltsleere Vorstellung von Religion, die der Freiheit des Konsumenten strukturell ähnlich ist, bildet die Grundlage für den Konformismus Amerikas, für seine Selbstgerechtigkeit und seinen Moralismus (den die Europäer herablassend häufig als Puritanismus missdeuten). Gleichgültig, welche historischen Glaubensgrundsätze die verschiedenen religiösen Gruppierungen in Amerika zu vertreten behaupten - alle predigen etwas Ähnliches: den Willen zur inneren Besserung, den Wert des Erfolgs, Solidarität in der Gemeinde und Toleranz gegenüber den Entscheidungen anderer. (Lauter Tugenden, die dem reibungslosen Funktionieren des Konsumkapitalismus förderlich sind.) Die bloße Tatsache, dass man religiös ist, sichert das Ansehen,

trägt zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei und liefert eine Garantie dafür, dass sich die Vereinigten Staaten ausschließlich mit guten Absichten auf ihre Mission einlassen, die Welt zu führen.

Was da verbreitet wird - ob man es nun Demokratie oder Freiheit oder Zivilisation nennt -, ist sowohl Teil eines Work-in-Progress als auch der Kern des Fortschritts selbst. Nirgendwo auf der Welt ist der aufklärerische Traum vom Fortschritt auf so fruchtbaren Boden gefallen wie in Amerika.

Sind wir also wirklich so weit auseinander? Wie sonderbar, dass in einem Augenblick, da Europa und Amerika einander kulturell so ähnlich sind wie noch nie, der Zwiespalt zwischen ihnen tiefer ist als je zuvor.

Und dennoch - trotz aller Ähnlichkeiten zwischen dem Alltag der Bürger in den reichen europäischen Ländern und dem Alltag der Amerikaner - ist die Kluft zwischen der europäischen und der amerikanischen Erfahrung tatsächlich vorhanden. Sie ergibt sich aus wichtigen historischen Unterschieden, aus unterschiedlichen Vorstellungen von der Rolle der Kultur und aus Unterschieden in den wirklichen und den imaginären Erinnerungen. Der Antagonismus - denn es besteht ein Antagonismus - lässt sich in der unmittelbaren Zukunft nicht lösen, allem guten Willen vieler Menschen auf beiden Seiten des Atlantik zum Trotz. Und doch kann man diejenigen nur verurteilen, die diese Unterschiede noch vergrößern wollen, während wir doch tatsächlich so viel gemeinsam haben.

Die Vorherrschaft Amerikas ist eine Tatsache. Aber Amerika, wie inzwischen auch seine derzeitige Regierung einzusehen beginnt, kann nicht alles allein machen. Die Zukunft unserer Welt - unserer gemeinsamen Welt - ist synkretistisch, unrein. Wir können uns nicht voneinander abkapseln. Wir fließen immer mehr ineinander.

Am Ende wird sich alle Verständigung - alle Aussöhnung -, zu der wir gelangen können, daraus ergeben, dass wir gründlicher über den ehrwürdigen Gegensatz zwischen »Altem« und »Neuem« nachdenken. Der Gegensatz zwischen »Zivilisation« und »Barbarei« beruht im Wesentlichen auf mehr oder minder willkürlichen Setzungen; sich in Gedanken auf ihn ein- und dogmatisch über ihn auszulassen, führt in die Irre, auch wenn sich bestimmte Realitäten in ihm spiegeln. Der Gegensatz zwischen »alt« und »neu« dagegen ist echt und unaufhebbar und

steht im Zentrum dessen, was wir unter Erfahrung verstehen.

»Alt« und »neu« sind die ewigen, unumstößlichen Pole aller Wahrnehmung und aller Orientierung in der Welt. Ohne das Alte kommen wir nicht aus, weil sich mit ihm unsere ganze Vergangenheit, unsere Weisheit, unsere Erinnerungen, unsere Traurigkeit, unser Realitätssinn verbinden. Ohne den Glauben an das Neue kommen wir nicht aus, weil sich mit dem Neuen unsere Tatkraft, unsere Fähigkeit zum Optimismus, unser blindes biologisches Sehnen, unsere Fähigkeit zu vergessen verbinden - diese heilsame Fähigkeit, ohne die Versöhnung nicht möglich ist.

Unser Innenleben misstraut dem Neuen. Ein stark entwickeltes Innenleben wird sich dem Neuen besonders heftig widersetzen. Es heißt, wir sollen uns entscheiden - zwischen dem Alten und dem Neuen. In Wirklichkeit müssen wir uns für beides entscheiden. Was ist das Leben, wenn nicht ein ständiger Austausch zwischen Altem und Neuem? Mir scheint, man sollte immer versuchen, sich solche starren Gegensätze auszurenden.

Alt gegen Neu, Natur gegen Kultur - vielleicht ist es unvermeidlich, dass sich die großen Mythen unseres Kulturlebens nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Geographie abspielen. Und dennoch sind es Mythen, Klischees, Stereotypen - sonst nichts; die Wirklichkeiten sind sehr viel komplexer.

Ich habe einen großen Teil meines Lebens darauf verwendet, polarisierende, Gegensätze aufbauende Denkweisen zu entmystifizieren. Auf die Politik übertragen bedeutet dies, für das einzutreten, was pluralistisch und säkular ist. Wie manche Amerikaner und viele Europäer würde ich viel lieber in einer multilateralen Welt leben - einer Welt, die nicht von einem einzigen Land dominiert wird (auch nicht von meinem eigenen). In einem Jahrhundert, das von Anfang an ein weiteres Jahrhundert der Extreme, der Schrecken zu werden verspricht, könnte ich mich nun für eine ganze Reihe von Haltungen aussprechen, die einer Verbesserung unserer Verhältnisse dienlich sein können - und ganz besonders für das, was Virginia Woolf die »melancholische Tugend der Toleranz« nennt.

Lassen Sie mich stattdessen vor allem als Schriftstellerin zu Ihnen sprechen, als Verfechterin des Projekts Literatur - denn nur aus ihm ergibt sich, was mir an Autorität zu Gebote steht.

Die Schriftstellerin in mir misstraut der guten Staatsbürgerin, der »intellektuellen Botschafterin«, der Menschenrechtsaktivistin - also den in der Verleihungsurkunde genannten Rollen, so sehr ich mich ihnen verpflichtet fühle. Die Schriftstellerin in mir ist skeptischer, mehr von Selbstzweifeln erfüllt als jene Person, die versucht, das Richtige zu tun (und zu unterstützen).

Eine Aufgabe der Literatur besteht darin, herrschende Gewissheiten in Frage zu stellen und Gegenthesen zu entwerfen. Und selbst wenn die Kunst also solche nicht oppositionell ist, tendieren die verschiedenen Künste doch zur Widersetzlichkeit. Literatur ist Dialog, Bereitschaft, auf etwas oder jemanden einzugehen. Man könnte die Literatur auch als das Archiv der Bereitschaft von Menschen bezeichnen, auf das einzugehen, was im Entwicklungsprozess der Kulturen und in ihren Wechselbeziehungen lebendig und was todgeweiht ist.

Schriftsteller können etwas gegen die Klischees vom Getrennt- und Verschiedensein tun - denn Schriftsteller sind nicht nur Mythenvermittler, sondern auch Mythenbildner. Die Literatur bietet nicht nur Mythen, sondern auch Gegenmythen, so wie das Leben Gegenerfahrungen bietet - Erfahrungen, die uns in dem, was wir zu glauben, zu fühlen, zu denken glaubten, verstören.

Ein Schriftsteller, so scheint mir, ist jemand, der der Welt seine Aufmerksamkeit widmet. Jemand, der zu verstehen versucht, zu welcher Bosheit Menschen fähig sind, und der darauf einzugehen versucht, ohne sich durch solches Verstehen korrumpieren zu lassen, ohne darüber zynisch oder oberflächlich zu werden.

Literatur kann uns sagen, wie die Welt beschaffen ist.

Literatur kann uns Maßstäbe geben, kann uns ein tiefes Wissen vermitteln, das in der Sprache und im Erzählen Gestalt annimmt.

Literatur kann unsere Fähigkeit stärken, um Menschen zu weinen, die nicht wir selbst sind und nicht zu uns gehören.

Wer wären wir, wenn wir kein Mitgefühl für jene aufbringen könnten, die nicht wir selbst sind und die nicht zu uns gehören? Wer wären wir, wenn wir uns selbst nicht - wenigstens zeitweise - vergessen könnten? Wer wären wir, wenn wir nicht lernen könnten? Wenn wir nicht verzeihen könnten? Wenn wir nicht etwas anderes werden könnten, als wir sind?

Gestatten Sie mir, Ihnen bei der Entgegennahme dieses großartigen Preises, dieses großartigen deutschen Preises, etwas über meinen eigenen Lebensweg zu erzählen.

Ich bin zwei Wochen, ehe Hitler zur Macht gelangte, auf die Welt gekommen - als eine Amerikanerin der dritten Generation von polnisch-litauisch-jüdischer Herkunft. Ich bin in der amerikanischen Provinz (in Arizona und Kalifornien) aufgewachsen, weit weg von Deutschland, und doch war Deutschland in meiner Kindheit ständig gegenwärtig - durch das Ungeheuerliche, das von Deutschland ausging, und durch die deutschen Bücher und die deutsche Musik, die ich liebte und die meine Maßstäbe von Erhabenheit und Intensität prägten.

Aber noch vor Bach und Beethoven, vor Schubert und Brahms gab es ein paar deutsche Bücher. Ich denke an einen Lehrer in der Grundschule einer kleinen Stadt im Süden Arizonas - Mr. Starkie, der uns Schülern mit seinen Geschichten, wie er in der Armee des Generals Pershing in Mexiko gegen Pancho Villa gekämpft hatte, ehrfürchtigen Respekt einflößte. Diesem ergrauten Veteranen eines früheren imperialistischen Unternehmens der Vereinigten Staaten hatte es der Idealismus der deutschen Literatur offenbar angetan - in Übersetzungen -, und als ihm mein ausgeprägter Lesehunger auffiel, borgte er mir seinen »Werther« und seine Ausgabe von »Immensee«.

Wenig später geriet ich während meiner kindlichen Leseorgie an andere deutsche Bücher, unter ihnen Kafkas »In der Strafkolonie«, wo ich das Grauen und die Ungerechtigkeit kennen lernte. Und ein paar Jahre später, als ich in Los Angeles die High School besuchte, fand ich das ganze Europa in einem deutschen Roman wieder. Kein anderes Buch war in meinem Leben so wichtig wie »Der Zauberberg« - der ja von nichts anderem als dem Zusammenstoß unterschiedlicher Ideale im Innersten der europäischen Zivilisation handelt. Und so ging es weiter, ein langes, von deutscher Kultur gleichsam durchtränktes Leben lang. Auf die Bücher und die Musik, die in Anbetracht der kulturellen Wüste, in der ich lebte, fast eine klandestine Erfahrung waren, folgte die reale Erfahrung. Ich bin nämlich auch eine späte Nutznießerin der deutschen kulturellen Diaspora, denn ich hatte das Glück, einige der Flüchtlinge kennen zu lernen, die Hitler ins Exil getrieben hatte - einige jener Schriftsteller, Künstler, Musiker und Ge-

lehrten, die Amerika seit den 30er Jahren aufnahm und die dieses Land und vor allem seine Universitäten so sehr bereichert haben. Lassen Sie mich zwei nennen, die ich, als ich auf die 20 zuzuging und in den Jahren danach als Freunde betrachten durfte - Hans Gerth und Herbert Marcuse; dann auch diejenigen, mit denen ich an der University of Chicago und in Harvard studierte, Christian Mackauer, Paul Tillich und Peter Heinrich von Blanckenhagen und in privaten Seminaren Aron Gurwitsch und Nahum Glatzer; und Hannah Arendt, die ich kennenlernte, als ich Mitte zwanzig war und nach New York zog - lauter Muster an Ernsthaftigkeit, an die ich hier erinnern möchte.

Doch nie werde ich vergessen, dass meine Auseinandersetzung mit deutscher Kultur und deutscher Ernsthaftigkeit bei dem obskuren, exzentrischen Mr. Starkie begann (ich glaube, seinen Vornamen habe ich nie gehört), der mich unterrichtete, als ich zehn war, und den ich später nie wiedersah.

Das bringt mich auf eine Geschichte, mit der ich schließen möchte - und ich finde, das trifft sich gut, denn in erster Linie bin ich weder eine Kulturbotschafterin noch eine eifernde Kritikerin der Regierung meines Landes (dieser Aufgabe widme ich mich nur als gute amerikanische Staatsbürgerin). Ich bin eine Geschichtenerzählerin.

Also zurück zu der Zehnjährigen, die sich von den Mühen des Kindseins ein wenig erholte, wenn sie über Mr. Starkies zerlesenen Ausgaben von Goethe und Storm hockte. Zu der Zeit, von der ich hier spreche, 1943, wusste ich, dass es im Norden von Arizona ein Lager mit Tausenden deutscher Kriegsgefangener gab, natürlich lauter Nazi-Soldaten, so stellte ich mir vor, und weil ich auch wusste, dass ich jüdisch war (nur nominell, meine Familie war seit zwei Generationen vollkommen weltlich orientiert und assimiliert - aber »nominell« war für Nazis, wie ich wusste, schon genug), hatte ich einen Albtraum, der immer wiederkam: Nazi-Soldaten waren aus ihrem Gefängnis ausgebrochen und hatten sich bis in den Süden des Bundesstaates zu dem Bungalow am Rand der kleinen Stadt, wo ich mit meiner Mutter und meiner Schwester wohnte, durchgeschlagen und wollten mich nun umbringen.

Es folgt ein Sprung in die 70er Jahre, als meine Bücher im Hanser Verlag zu erscheinen begannen und ich den vortrefflichen Fritz Ar-

nold kennen lernte, der dem Verlag seit 1965 angehörte und der bis zu seinem Tod im Februar 1999 mein Lektor bei Hanser blieb.

Bei einem unserer ersten Treffen erklärte mir Fritz, er wolle mir erzählen, was er während des Krieges getan hatte. Wahrscheinlich glaubte er, dies sei eine Voraussetzung dafür, dass zwischen uns Freundschaft entstehen könnte. Ich versicherte ihm, dass er mir keinerlei Erklärungen schuldig sei, und dennoch berührte es mich, dass er dieses Thema ansprach. Fritz Arnold (1916 geboren) war übrigens nicht der einzige Deutsche seiner Generation, der, kurz nachdem man Bekanntschaft geschlossen hatte, unbedingt erzählen wollte, was er während der Nazi-Zeit getan hatte. Und nicht alle Geschichten waren so harmlos wie die, die ich von Fritz zu hören bekam.

Fritz erzählte mir also, er habe Literatur und Kunstgeschichte studiert, zuerst in München, später in Köln, und sei dann gleich zu Beginn des Krieges als Obergefreiter zur Wehrmacht eingezogen worden. Auch seine Eltern waren natürlich alles andere als nazifreundlich - Karl Arnold, sein Vater, war der legendäre politische Karikaturist des »Simplicissimus« -, aber die Emigration kam anscheinend nicht in Frage. Mit Grausen trat er seinen Militärdienst an und hoffte, niemanden zu töten und nicht getötet zu werden.

Fritz gehörte zu denen, die Glück hatten. Das Glück, anfangs in Rom stationiert zu werden (wo er dankend ablehnte, als ein Vorgesetzter ihn zum Unteroffizier befördern wollte) und später in Tunis; das Glück, hinter der Front Dienst zu tun und nie auch nur einen einzigen Schuss abfeuern zu müssen; und schließlich das Glück, wenn man es so nennen darf, dass ihn 1943 die Amerikaner gefangen nahmen und zusammen mit anderen deutschen Gefangenen auf einem Schiff über den Atlantik nach Norfolk in Virginia schafften, von wo er mit einem Zug quer durch den Kontinent befördert wurde, um den Rest des Krieges in einem Gefangenenlager zu verbringen - bei einer kleinen Stadt im Norden Arizonas.

Nun hatte ich das Vergnügen, ihm etwas zu erzählen - seufzend vor lauter Verwunderung, denn mir begann dieser Mann schon sehr sympathisch zu werden -, und es war der Beginn einer großartigen Freundschaft und einer intensiven Arbeitsbeziehung ... ihm also zu erzählen,

dass, während er als Kriegsgefangener in Nordarizona saß, ich im Süden des Staates gelebt und mich vor den Nazi-Soldaten gefürchtet hatte, die nun dort - hier - waren und vor denen es kein Entrinnen gab.

Dann erzählte mir Fritz, wie er die fast drei Jahre seiner Gefangenschaft in Arizona überstanden hatte. Er hatte Zugang zu Büchern bekommen und die ganze Zeit englische und amerikanische Klassiker gelesen und wiedergelesen. Und ich erzählte ihm, wie mich in Arizona als Schulkind, das endlich erwachsen werden und in eine größere Wirklichkeit hinaustreten wollte, die Bücher gerettet hatten - Übersetzungen und in Englisch verfasste Bücher.

Zugang zur Literatur, zur Weltliteratur bedeutete: dem Gefängnis der nationalen Eitelkeit, der Spießbürgerlichkeit, dem zwanghaften Provinzialismus, dem stupiden Schulunterricht, der Unvollkommenheit des Schicksals, dem Unglück entkommen. Literatur war der Pass, der Zutritt in ein reicheres Leben, in die Sphäre der Freiheit gewährte.

Literatur war Freiheit. Und vor allem in einer Zeit, in der die Werte des Lesens und des Innenlebens so massiv in Frage gestellt werden wie heute, gilt: Literatur ist Freiheit.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de. Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler auftreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für eine kurze Mitteilung dankbar.